Das Müllkind

Text: Sonne Berger

Fotos: Walter Korn

BITZE BOOK Verlag

Sonne Berger

Neben ihrer Theaterarbeit mit dem Theater Bitze schreibt die ausgebildete Schauspielerin und Pantomimin Kinderbücher. Ihre Lesungen sind immer eine lebendige Mischung aus Texten und Theaterszenen, mit denen sie in Schulen, Büchereien und Theatern gastiert. Seit zwanzig Jahren reist sie regelmäßig nach Burkina Faso und unterstützt dort Entwicklungsprojekte.

Walter Korn

Walter Korn arbeitet als freier Pressefotograf bei der Süddeutschen Zeitung in München. Seine zahlreichen Reisen sind durch bedeutende Ausstellungen sowie Veröffentlichungen in Zeitschriften, Büchern und im Fernsehen dokumentiert. Seit Jahren engagiert er sich für die Entwicklungsprojekte von **Wunschträume/ Netzwerk für Mädchen- & Frauenprojekte e.V.** in Burkina Faso.

Wunschträume/Netzwerk für Mädchen- & Frauenprojekte e.V.

Der **Wunschträume/Netzwerk für Mädchen- und Frauenprojekte e.V.** wurde 2003 von der Journalistin Kathrin Seyfahrt gegründet, um nachhaltige Entwicklungsprojekte zu unterstützen.
Im westafrikanischen Burkina Faso, einem der ärmsten Länder der Erde, konnte Wunschträume e.V. eine Kranken- und Sozialstation und ein Ausbildungszentrum für Frauen aubauen. In einem Land mit einer Analphabetenquote von 78% gibt es gerade in den ländlichen Regionen einen immensen Bedarf an Unterricht.

Am Rande der Hauptstadt Ouagadougou fördert **Wunschträume e.V.** außerdem die Wend Raabo Schule. Neben den Schulklassen bis zum Abitur gibt es eine Schneiderklasse, in der Mädchen gleichzeitig eine Schul- und eine Berufsausbildung erhalten.
Dort wird das neueste Projekt von Wunschträume e.V. umgesetzt: Taschen aus Müll.
Gebrauchte Zementsäcke, Reis- und Kartoffelsäcke werden zu stabilen, modischen Taschen verarbeitet. Sie sind ab 2013 in Deutschland über **Wunschträume e.V.** erhältlich.
www.netzwerk-wunschtraeume.de

Sonne Berger
Walter Korn

Das Müllkind

ein Märchen

BITZE BOOK Verlag

Es war Mamas Idee. Seit einem Jahr sprach sie davon und sparte Geld für unsere Fahrkarten.
Dann war es so weit. Wir saßen im Bus in die Großstadt.

Ich war noch nie in der Stadt.
Bisher kannte ich nur die dreißig Lehmhäuser in unserem Dorf und außerdem das Dorf, das eine halbe Stunde entfernt liegt.
Dort verkauft Mama ihr Gemüse auf dem Markt.

Eine Freundin von Mama, die am Nachbarstand arbeitet, hat ihr von der Großstadt erzählt und dass man da mit ein bisschen Glück sehr wertvolle Dinge findet, die man im Dorf verkaufen kann. Angeblich gibt es in der Stadt ein großes Gelände, wo jeden Tag viele Sachen hingeworfen werden. Sie gehören den Reichen, die sie aber nicht mehr brauchen.
Mamas Freundin war selber vor zwei Jahren dort und hat wahre Schätze gefunden.
Für ihre Tochter Alizetha brachte sie sogar eine kleine Puppe mit, die helle Haut und lange, glatte, gelbe Haare hat.
Sie trägt ein silbernes Kleid.

Meine kleinen Geschwister blieben zuhause bei Großmutter, aber ich durfte mitfahren.
Ich bin zehn Jahre alt und heiße Salmatha, werde aber von allen nur Sami genannt.

Schon seit Wochen war ich aufgeregt. Zuerst war es eine unbestimmte Vorfreude. Als Mama schließlich das nötige Geld zusammen hatte und wir die Fahrkarten kauften, konnte ich vor Aufregung kaum noch schlafen.
Allein der Weg in die Stadt würde ein riesiges Abenteuer werden.
Bisher war ich noch nie mit dem Bus gefahren.

Endlich war es soweit. Wir mussten sehr früh aufstehen.
Noch bevor unser Hahn krähte, weckte mich meine Mutter.
„Sami, steh auf. Wir müssen gehen."
Es war noch dunkel. Mama nahm unser Gepäck, das sie in eine bunte Plastiktasche gesteckt hatte.

Wir wanderten zu dem Dorf, wo Mama immer ihr Gemüse verkauft. Dort hält der Bus.
Wir waren viel zu früh an der Haltestelle, aber das ist besser, als zu spät.
Meine Mutter setzte sich auf die Tasche und gab mir eine Banane und ein Hirsebällchen. Vor lauter Aufregung konnte ich kaum etwas herunter bekommen.

„Du musst etwas essen. Es wird ein langer Tag", ermahnte mich Mama.
Die ganze Zeit sprang ich von einem Bein aufs andere.

Endlich erschien der Bus. Zum Glück war er noch nicht voll, sodass wir sogar zwei Sitzplätze bekamen.
Ich durfte ans Fenster.
Seit einem Jahr hatte ich mich auf diesen Moment gefreut!

Ich schaute wie gebannt nach draußen und merkte kaum, wie sich der Bus mit jeder Station füllte.
Nicht nur Menschen stiegen ein, sondern auch Hühner, die in die Gepäckablage gestopft wurden, eine kleine Ziege, die von einer Frau auf dem Arm gehalten wurde.
Prall gefüllte Säcke versperrten den Gang im Bus, sodass die Menschen über sie hinweg steigen mussten. Mehrmals wurde vom Busfahrer Wechselgeld nach hinten durchgereicht und einmal sogar ein Baby.

Einige Frauen waren sehr vornehm angezogen und hielten Handtaschen unter dem Arm. Sie trugen goldene Ketten und hatten die Lippen rot angemalt.
Erst jetzt fiel mir auf, wie einfach dagegen Mama gekleidet war.
Für die Fahrt in die Stadt hatte sie ihr dunkelrotes Hemd extra noch einmal gewaschen und ihr bestes Wickeltuch um die Hüften geschlungen. Aber trotzdem war sie nicht so schön wie die feinen Frauen.

Ich war verwirrt, wie viele Autos es auf der Straße gab.
Zu uns ins Dorf kam nur ganz selten eines und die Autos aus dem Nachbarort kannte ich genau. Es waren drei.
Aber die große Straße in Richtung Großstadt war voll Autos, große und kleine, mit und ohne Gepäck, meistens jedoch mit.
Daneben gab es Motorräder, Fahrräder, Eselskarren, Handkarren und viele bepackte Menschen, die zu Fuß unterwegs waren. Ich war froh, dass wir mit dem Bus fahren durften.

Wir kamen gut voran, denn der Busfahrer fuhr schnell und hupte sehr viel.
Nach einer ganzen Weile, als ich vom vielen Hinausschauen schon ein bisschen müde war, hielt der Bus. Wir machten eine Pause. Viele Mitfahrer liefen nach draußen und verschwanden im Gebüsch.
„Sami, geh auch nach draußen hinter einen Busch. Der Bus hält erst wieder in der Großstadt."

Als ich zurückkam, war der Bus von Frauen umringt, die den Reisenden etwas zu essen verkaufen wollten.
Sie hielten Sesamkekse, gebratene Hühnerbeine, Weißbrot, Mangos und Ananasstücke an den Busfenstern in die Höhe.
Am liebsten hätte ich von allem probiert.
„Können wir auch etwas davon kaufen, Mama?"
„Nein Sami, dafür reicht unser Geld nicht."

Sie holte aus der Plastiktasche noch zwei Hirsebällchen für mich.
Die feinen Frauen kauften sich Hühnchen und Ananas und klimperten beim Essen mit ihren goldenen Armbändern.

11 GL 3255
80

Auf der Weiterfahrt muss ich eingeschlafen sein. Als ich wach wurde, waren wir bereits in der Stadt. So viele Menschen und Häuser auf einmal hatte ich noch nie gesehen. Die Straßen waren verstopft und es wurde pausenlos gehupt. Dazwischen liefen Menschen, Ziegen und Hunde auf der Fahrbahn herum. Kinder in meinem Alter streckten ihre Hände in offene Autofenster.
„Was wollen sie?", fragte ich meine Mutter.
„Sie betteln um Geld."

Es gab Häuser, die sehr hoch waren. In ihnen lebten viele Familien, wie mir Mama erklärte. Wir fuhren an Geschäften vorbei, die ihre Waren nicht wie sonst üblich auf Tischen an der Straße anboten, sondern die einen Raum in einem Haus benutzten. Die angebotenen Sachen lagen dort hinter einer großen Glasscheibe.
Es war bereits dämmerig und überall brannten Lampen. Bei uns im Dorf werden bei Dämmerung die Feuer angezündet, da wir noch keinen elektrischen Strom haben. Im Nachbarort, wo der Bus hält, gibt es auch schon Lampen, aber bei uns nicht. Im Innern des Busses fühlte ich mich sicher und konnte mir alles genau anschauen. Als wir an der Endhaltestelle ankamen und ausstiegen, hielt ich mich an Mama fest.
Ich hatte ein wenig Angst. Alles war so groß und laut und schnell.
Früher hatte ich immer davon geträumt, in der Stadt zu leben, wenn ich erwachsen bin, aber nun war ich mir nicht mehr so sicher. Mama war sehr angespannt, denn auch sie verwirrte die Stadt. Alles wirkte unbekannt und bedrohlich.

Ihre Freundin hatte ihr genau erklärt, wie wir zu dem Cousin kamen, bei dem wir übernachten durften. Zum Glück war es ganz in der Nähe und wir fanden es ohne Probleme. Ein Straßenschild hätte uns auch nichts genützt, denn Mama kann nicht lesen und ich kenne nur ein paar Buchstaben. Schließlich standen wir vor dem leuchtend roten Eisentor mit dem großen aufgemalten gelben Punkt und klopften.
Eine Frau öffnete uns und führte uns in einen leeren Raum, in dem nur ein paar Hirsestrohmatten auf dem Boden lagen.
Anschließend zeigte sie uns den winzigen Innenhof. „Dort ist der Wasserhahn und hinter der Wand die Latrine."
In der Stadt kann man nicht einfach ins Gebüsch gehen, wenn man mal muss. Und Brunnen gibt es auch nicht, sondern eiserne Wasserhähne wie in unserem Nachbardorf.

In dem leeren Raum legte Mama eine Strohmatte in eine Ecke und stellte unsere Tasche darauf. Dann gab sie mir zwei große Plastikbecher, in die ich Wasser füllen sollte. Zum Abendessen bekam ich drei Hirsebällchen, eine Banane und ein paar getrocknete Mangostücke. Nach und nach kamen immer mehr Leute in das Zimmer, so dass nachher jede Ecke besetzt war. Die Lampe in dem Zimmer gab ein kaltes Licht und ich dachte an unsere brennenden Feuer zuhause, die viel gemütlicher waren.

Schließlich erschien ein Mann, der uns die Weiterfahrt erklärte.
„Ihr werdet morgen früh von mir mit dem Auto zu dem Gelände gebracht."
Er meinte die Gegend, wo die Sachen lagen, die die Reichen nicht mehr brauchten. Außer mir war noch ein Mädchen in meinem Alter dort. Amita war genauso aufgeregt wie ich. In allen Einzelheiten malten wir uns aus, welche Schätze wir am nächsten Tag finden würden.
„Wenn eine von uns zwei Puppen entdeckt, dann teilen wir", schlug Amita vor.
„Versprochen."
Bevor die elektrische Lampe ausgeschaltet wurde, kam noch einmal die Frau, die uns am Anfang hineingelassen hatte. Sie sammelte von jedem Geld ein. Mama hielt den Betrag schon abgezählt bereit.

Tel:
BP
OUAGA
YENNENGA FACE CBP TEL :

Früh am nächsten Morgen stiegen wir auf einen kleinen Laster, wo sich alle auf die Ladefläche setzten.
Das machte mir Spaß. Die Luft war ein wenig kühl und es waren noch nicht soviele Fahrzeuge unterwegs wie am Abend zuvor.

Amita und ich stellten uns auf die Ladefläche direkt hinter das Fahrerhäuschen, sodass uns der Fahrtwind ins Gesicht blies. Es war fast ein bisschen, als ob wir flögen.
Mama und die anderen Erwachsenen saßen auf dem Boden.
Wir kamen jetzt in eine Gegend, wo die Häuser nicht mehr so hoch waren, sondern wie kleine Hütten aussahen, die aus Brettern zusammengebaut waren.
Sie waren nicht größer als unsere Lehmhäuser zuhause, die mir aber besser gefielen. Die Vorplätze waren auch nicht so ordentlich gefegt wie bei uns. Mama achtet darauf immer sehr genau.
Am Straßenrand lag viel Abfall, vor allem kaputte Plastiktüten. Sie raschelten, wenn ein Auto vorbei fuhr.

Dann begann es scheußlich zu riechen. Am Anfang kam der schlimme Geruch nur ganz kurz und war dann wieder verschwunden, aber schließlich blieb er. Ich hielt mir Mund und Nase zu.
„Ich bekomme keine Luft mehr!", jammerte ich.
„Dann müssen wir wohl doch atmen!", lachte Amita.

Nach einer Weile hatten wir uns an den Gestank gewöhnt. Von weitem sahen wir Rauchfahnen aufsteigen und als wir näher kamen, auch Feuer.
Vor uns lag ein riesiges Gebiet, das aussah wie ein einziger Dreckhaufen. Viele Menschen kletterten dazwischen herum.

Das war also der Platz, wo die tollen Sachen liegen sollten. Ich hatte es mir schöner vorgestellt, geheimnisvoller, wie in den Geschichten, wo jemand einen Schatz findet.
Mama schaute auch ein wenig enttäuscht auf die Berge von Schmutz und Unrat, die zu unseren Füßen begannen. Der Fahrer sprach noch kurz mit den Erwachsenen.
Anschließend erklärte mir Mama: „Wir müssen bei Dämmerung auf jeden Fall an dieser Stelle stehen, damit uns der Lastwagen wieder mit zu dem Haus mit der roten Tür nimmt."
Dort sollten wir noch einmal schlafen und dann am nächsten Morgen mit dem Bus zurück in unser Dorf fahren. Mama hatte die Fahrkarten für diesen Tag schon bezahlt. Außerdem mussten wir heim zu meinen fünf kleinen Geschwistern.

Alle aus unserer Gruppe wünschten sich gegenseitig Glück. Dann zog jeder in eine andere Richtung davon.
„Denk an die Puppen! Wir haben es uns versprochen!", rief Amita und winkte mir noch lange.

Alles sah gleich aus.
Mama meinte, wir sollten direkt in die Mitte gehen und nicht am Rand bleiben, was sicher die meisten tun.
Man musste aufpassen, dass man sich nicht an einem schwelenden Feuer verbrannte. Manchmal sank man bis zum Knie ein.
Überall waren Leute unterwegs, die mit Stöcken in dem Abfall stocherten, große Tüten aufrissen und Kartons umdrehten.
Ich sah nur stinkenden Dreck.

Das hatte ich mir ganz anders vorgestellt und ich glaube, auch Mama war enttäuscht.
Ziellos kletterten wir auf diesem riesigen Müllhaufen herum.

„Los Sami, wir müssen jetzt auch die Plastiksäcke aufreißen", erklärte Mama entschieden.
Bei manchen Abfalltüten konnte man direkt erkennen, was es bei den ehemaligen Besitzern zu essen gegeben hatte. Dünne Knochen und Gerippe erzählten von gebratenen Hühnchen. Das hart gewordene Weißbrot war vielleicht bei einem Marmeladenfrühstück übrig geblieben.
Bei uns im Dorf wäre so etwas niemals weggeworfen worden! Natürlich hätten wir das Brot selber aufgegessen! Weißbrot gab es immer nur ganz selten, denn wir konnten es nicht selber backen und es war sehr teuer.

Wenn einmal wirklich etwas zu essen übrig blieb oder nicht mehr gut war, was fast nie vorkam, dann fraßen es die Hühner oder die Ziegen, genauso wie alle Mangoschalen oder Tomatenreste. Darum hatten wir so gut wie gar keinen Abfall, vielleicht mal eine Plastiktüte, die Mama aus dem Nachbarort mitgebracht hatte. Sie wurde solange benutzt, bis sie Löcher hatte. Anschließend verwendeten wir sie, um undichte Stellen im Dach zu flicken oder um etwas festzubinden. Irgendwann hatte der Wind sie so zerfleddert, dass sie in winzigen Schnipseln davon flog.

In meiner Fantasie malte ich mir aus, wie die Reichen an einem feinen Tisch sitzen und von vornehmen Tellern essen. Ich stellte mir ein Mädchen in meinem Alter vor, mit langen, glatten, gelben Haaren wie Alizethas Puppe. Sie trägt ein sauberes, rosa Rüschenröckchen und hat einen Teller mit Hühnchen, Ananas, Kuchen und Weißbrot vor sich stehen. Sie schaut gelangweilt, schiebt den vollen Teller von sich und stöhnt: „Ich mag nicht mehr."
Ich glaube, so etwas würde mir nie passieren.

Zuerst fand Mama eine Plastikschüssel, die aber so einen großen Riss hatte, dass man sie wirklich nicht mehr benutzen konnte.
„Schau doch Sami, ein Kochtopf!", rief Mama begeistert und hielt ihn in die Höhe. Er sah zwar nicht mehr so schön aus, war aber noch gut zu gebrauchen. Mama überlegte sofort, für wieviel sie ihn verkaufen könnte oder ob sie ihn vielleicht sogar selbst behalten sollte. Jetzt war ich sehr angespornt und suchte noch eifriger. Als nächstes fand Mama eine graue Jacke. Sie hatte ein paar Löcher, die man aber leicht flicken konnte.
„Das ist eine Männerjacke. Die passt bestimmt Papa", freute ich mich. Unsere Laune wurde immer besser.

Plötzlich rollte mir der kleine Bär vor die Füße. Ich weiß nicht, aus welcher Tüte er herauspurzelte. Er war etwas größer als meine Hand, hatte braunes Fell und große schwarze Augen. Er war ein wenig schmutzig und leider fehlte ihm ein Bein. Aber das machte mir nichts.
„Unser Hund zuhause hat doch auch nur drei Beine und er kommt gut damit zurecht. Sogar die Ziegen kann er ohne Probleme einfangen", erklärte ich meiner Mutter glücklich.
Auch Mama freute sich über den Bären. Sie sagte, ich dürfe ihn behalten, obwohl er sich bestimmt gut verkaufen ließ, trotz des fehlenden Beins.
Als die Sonne am höchsten stand, hatten wir bereits einen Kochtopf, eine Jacke, den Fellbären, zwei Eimer, eine Kinderhose, eine Schere, eine große Stofftasche, ein Handtuch mit Löchern, eine Haarbürste, ein Messer, eine fast volle Flasche Waschmittel, einen Hut und eine kleine Holzkiste gefunden.
Mama war ganz zufrieden, aber ehrlich gesagt, hatten wir mehr erwartet. Ich hoffte auf Puppen, Bären und rosa Rüschenröcke, Mama auf Messer, Schüsseln, vornehme Kleider und Ledertaschen, in deren Innenfach noch Geld steckte.

„Komm Sami, wir klettern für unsere Mittagspause auf den kleinen Berg", rief meine Mutter und stieg den Hügel hinauf. Dort standen ein paar Bäume, in deren Schatten bereits einige Leute saßen. Hier hatte man einen sehr guten Überblick.

TOYS

Wie riesig dieses Gelände war! Über ihm schwebte eine große Dunstglocke und überall krochen Rauchschwaden aus dem Boden. Wenn es nur nicht so gestunken hätte. Die Hirsebällchen, die ich zu essen bekam, wollten mir deshalb gar nicht richtig schmecken, obwohl es sich um meine Lieblingssorte handelte.
„Sie sind mit Datteln gesüßt!", versuchte mich Mama zu überreden.
Unter den Bäumen saßen bereits fünf Erwachsene und drei Kinder. Sie schauten uns unfreundlich an, als ob wir Eindringlinge wären, die etwas Verbotenes taten. Dabei gehören doch die weggeworfenen Sachen der Reichen allen Leuten.
Und es war genug für alle da.

Ich bemerkte zwei Ziegen, die nach Futter suchten. Ihnen folgte ein Junge, etwa in meinem Alter, der auf sie aufpasste.
Er trug sehr schmutzige, zerrissene Kleider und suchte mit seinen Augen den Boden ab. Dann hob er etwas auf, betrachtete es gründlich und steckte es in den Mund. Das fand ich sehr ekelig.
Mama beobachtete ihn ebenfalls angewidert, aber sie schien auch Mitleid mit dem Jungen zu haben.
Man konnte noch fünf weitere Hügel erkennen, auf denen krüppelige Bäume standen und unter denen Menschen saßen, um der Mittagshitze zu entgehen. Nur auf dem kleinen Berg, auf dem ein einzelner, großer Baum stand, war niemand zu sehen.

Nach unserer Mittagspause hatten wir auch nicht so viel Glück. Wir fanden zwar noch ein Paar Gummilatschen, eine große Metallschüssel, eine Mütze, zwei Herrenhemden, eine Bratpfanne ohne Stiel, eine kleine Schaufel, ein Puppenbein und eine gelbe Plastikente, aber leider keinen rosa Rüschenrock und keine Ledertasche mit Geld.
Die Sonne schien schon schwächer und wir mussten uns bald auf den Rückweg machen.
„Ich habe solchen Durst", jammerte ich, aber unsere beiden Flaschen waren bereits leer.
Mama schaute sich unsere Schätze noch einmal gründlich an und versuchte, alles platzsparend in der Stofftasche und einer Tüte zu verstauen. Ich suchte noch ein wenig weiter, in der Hoffnung, im letzten Moment doch noch eine Puppe, einen rosa Rüschenrock oder eine Ledertasche mit Geld zu finden.

Dann geschah etwas Schreckliches. Ich hörte plötzlich ein ohrenbetäubendes Getöse hinter mir und sprang erschrocken herum. Vor mir stand ein riesiges Ungetüm aus Eisen, bestimmt so groß wie ein Bus und fauchte furchterregend. Es musste sich irgendwie angeschlichen haben. Vorne hatte es eine Art Greifarm in die Höhe gereckt, der orange leuchtete.

Ich schrie wie am Spieß, drehte mich um und rannte so schnell ich konnte.
Ich rannte, bis ich das Ungetüm nicht mehr hören konnte. Schließlich blieb ich stehen und schnappte nach Luft. Mein Herz schlug bis zum Hals. Ich schaute mich um, aber das rollende Monster war weder zu sehen noch zu hören. Langsam beruhigte ich mich wieder.
Doch dann wusste ich nicht mehr, aus welcher Richtung ich gekommen war. Alles sah so gleich aus. Aber ich musste dringend Mama finden, denn bald würde uns der Lastwagen abholen.
Ziellos lief ich durch die Gegend.

„Mama! Mama! Mama, wo bist du?"
Aber so viel ich auch rief, ich bekam keine Antwort.

Die anderen Leute, die im Dreck suchten, beachteten mich nicht, obwohl sie sahen, dass ich verzweifelt war. Mir liefen die Tränen übers Gesicht und ich rief dauernd nach meiner Mutter. Aber die Leute kümmerten sich nicht um mich und machten sich auf den Heimweg.
Wenn bei uns die Dämmerung begonnen hat, geht es immer sehr schnell, bis es ganz dunkel ist. Ich kletterte auf den kleinen Berg, auf dem der einzelne, große Baum stand. Aber auch im letzten Dämmerlicht konnte ich Mama nirgendwo entdecken.
Unten liefen noch ein paar Gestalten vorbei, die mir zuriefen, ich solle dort weggehen. Das verstand ich nicht. Hier oben nahm ich doch niemandem etwas weg. Weinend kauerte ich mich unter den Baum. Ich musste dort übernachten und am nächsten Morgen weitersuchen. Ich wusste, dass Mama am nächsten Tag nach Hause fahren würde, zu den Geschwistern, zu Vater und Großmutter. Vielleicht musste ich auch alleine heim finden. Ich hatte schreckliche Angst.
Ich weinte die halbe Nacht, weil ich mir so verlassen vorkam und nicht wusste, was ich machen sollte. Irgendwann muss ich unter dem Baum eingeschlafen sein.

Am Morgen war ich schon ganz früh wach. Mir war kalt und ich hatte furchtbaren Durst. Es war noch dämmerig, aber trotzdem erkannte ich eine große Flasche Wasser, die neben dem Baum stand. Ich konnte mich nicht erinnern, sie abends gesehen zu haben. Aber vielleicht war es auch eine Falle und das Wasser war vergiftet. Doch ich war so durstig, dass ich es versuchen musste.
Zuerst trank ich nur ein bisschen und wartete ab, wie es mir bekommen würde. Es schmeckte sehr gut, wie frisches Wasser. Ich bekam keine Bauchschmerzen und darum trank ich nach einer Weile weiter, bis ich nicht mehr durstig war. Dann begann ich die Gegend mit den Augen abzusuchen, konnte Mama aber nirgendwo entdecken.
Die Sonne ging am Rand der Müllhalde auf und es kamen immer mehr Leute, aber meine Mutter war nicht dabei. Den ganzen Tag beobachtete ich das Gebiet.
Gegen Mittag lagerten die Menschen wieder auf den Hügeln unter den Bäumen, nur auf meinen kleinen Berg kam niemand. Am Abend war ich noch immer allein und saß weinend unter meinem Baum. Die Wasserflasche war leer und ich hatte furchtbaren Hunger. Den ganzen Tag hatte ich nichts gegessen. Ich dachte an Mama, an meine Geschwister, an Großmutter, an Papa, an unser Dorf, die Tiere, die Felder, die Mangobäume, den Brunnen und hatte schreckliche Angst, das alles nie wieder zu sehen.
Weinend rollte ich mich unter dem Baum zusammen wie ein kleiner Hund und schlief ein.

Am nächsten Morgen standen zwei Flaschen Wasser unter dem Baum. Daneben lagen drei Bananen, ein großes Stück frisches Brot, zwei Orangen und eine Hand voll getrockneter Datteln. Hungrig begann ich zu essen, ohne zu überlegen, wo diese Speisen denn herkamen. Es schmeckte hervorragend, besonders das Brot, das es bei uns zuhause so selten gibt. Den ganzen Tag suchte ich meine Mutter, aber sicher war sie bereits nach Hause gefahren. Jetzt musste ich mir selber helfen.
In den nächsten Tagen fand ich jeden Morgen etwas zu essen. Mir fiel auf, dass ich genau von den Sachen, auf die ich mich zuerst gestürzt hatte, am nächsten Tag noch mehr bekam. Also musste mich jemand beobachten. Ich probierte es extra ein paar Mal aus und tatsächlich, genau die Speisen, die ich zuerst aß, waren am nächsten Morgen noch reichlicher vorhanden. So konnte ich sogar Wünsche äußern. Sie wurden immer erfüllt, obwohl ich niemals jemanden sah.

Jeden Tag wartete ich darauf, irgendwo Mama zu entdecken. Ich traute mich sogar ein wenig weg von meinem Baum, aber ich behielt ihn immer im Auge, damit ich mich nicht wieder verlief. Er war das einzige, was ich hatte. Dort konnte ich schlafen und fand jeden Morgen etwas zu essen.

Wenn ich umherlief, suchte ich nicht nur meine Mutter, sondern gleichzeitig auch weiter nach Schätzen. Ich hatte mir genau überlegt, was ich tun würde, wenn Mama nicht wiederkäme. Ich würde solange suchen, bis ich eine Ledertasche mit Geld fände. Damit würde ich mir eine Fahrkarte nach Hause kaufen. Die Spielsachen und die schönen Kleider, die ich bis dahin gefunden hatte, würde ich als Geschenke mitbringen.

Das Gebiet rund um meinen kleinen Berg hatte ich schon ganz gut kennengelernt. Es waren meistens dieselben Leute, die dort jeden Tag suchten. Wenn sich einmal ein Fremder hierher verirrte, versuchten sie ihn mit bösen Worten zu verscheuchen.
„Geh weg, das ist unser Platz!"
Nur mich ließen sie in Ruhe, vielleicht weil ich noch ein Kind war. Aber mit mir sprechen wollte auch niemand. Alle mieden den kleinen Berg und den Baum.
Einmal sagte eine Frau im Vorbeigehen zu mir: „Geh nicht dorthin!"
Später gab ich mir einen Ruck und sprach ein Mädchen in meinem Alter an.
„Warum klettert niemand auf den Berg?"
„Weil dort ein Geist wohnt", flüsterte das Mädchen.
Die Erwachsenen fanden es normal, dass ich alleine war. Viele Kinder ohne Begleitung stocherten in den Tüten herum.
Niemand fragte, wo meine Mutter sei.
So etwas würde bei uns im Dorf oder im Nachbarort nie passieren. Da würde man kein Kind sich selbst überlassen.

Ich weiß nicht, wieviel Zeit vergangen war, seit ich Mama verloren hatte. Mein Tag sah jetzt immer gleich aus: morgens fand ich unter meinem Baum reichlich zu essen und zu trinken. Dann suchte ich den ganzen Tag nach meiner Mutter und gleichzeitig nach Puppen, Rüschenröcken und einer Ledertasche mit Geld.

Manchmal sprach ich mit Fati, die etwa in meinem Alter war. Fati lebte mit ihrer Familie schon immer am Rand der Müllhalde. Sie kannte keine Dörfer, keine Felder, keinen Sonnenaufgang über der Steppe und keine Tiere außer Eseln, Hunden, Katzen, Ratten, Krähen, Aasgeiern und Kakerlaken.
„Wir haben eine eigene Hütte dort hinten. Ganz in der Nähe gibt es sogar einen Wasserhahn. Und alle paar Tage kommt der Schulbus, wo ich lesen lerne, ohne dafür bezahlen zu müssen", erklärte Fati stolz.
„Ich würde auch gerne lesen können. Aber bei uns ist die Schule zu weit entfernt und sie kostet viel Geld."
„Pass auf, ob du ein Buch mit großen Buchstaben findest. Dann kann ich dir zeigen, wie das Lesen geht."

Jetzt suchte ich also nicht nur meine Mutter, eine Ledertasche mit Geld, Puppen, rosa Rüschenröcke, sondern auch ein Buch.
Schon bald hatte ich eins gefunden. Es ist tatsächlich so: Hier in dem Gebiet mit den Schätzen liegen so viele besondere Dinge herum, die man gar nicht bemerkt. Wenn man dann genau danach sucht, fallen sie einem erst auf.
Leider konnte ich Fati nirgendwo entdecken. Ich setzte mich unter meinen Baum und begann in dem Buch zu blättern.

Ich versuchte zu lesen, aber ich kenne nur fünf Buchstaben und damit kam ich nicht weit.
Es gab ein paar bunte Bilder und ich probierte, damit die Geschichte zu verstehen. Aber was die hübsche Frau mit dem Elefanten und dem Mangobaum anstellte, blieb mir unklar. Da gab es doch tausend Möglichkeiten, wie die Geschichte ablaufen konnte.
Nein, ohne Lesen kam ich nicht weiter.

In der folgenden Nacht wurde ich wach. Ein winziger Lichtstreifen war bereits am Horizont erschienen, sodass ich meine Umgebung ganz schwach erkennen konnte. Ich habe sehr gute Augen, die auch in der Dunkelheit viel sehen.
Neben meinem Schlafplatz raschelte es. Ich verhielt mich ruhig und stellte mich schlafend. In Wirklichkeit blinzelte ich angestrengt durch meine fast geschlossenen Lider.

Keine zwei Schritte entfernt saß ein großes, zottiges Tier und blätterte in meinem Buch. Zuerst dachte ich, dass ich träume. Aber auch nachdem ich die Augen ein paar Mal vorsichtig geschlossen und wieder einen Spalt geöffnet hatte, las das Tier weiter in dem Buch.
Hinter ihm stand bereits mein Essen und ich hatte Angst, dass es mir etwas stehlen würde. Doch nun legte es das Buch fort, drehte sich zu den Speisen, stellte sie noch ein wenig anders hin und verschwand auf der anderen Seite des Hügels. Ich nahm mir fest vor, nach ihm zu suchen, wenn es richtig hell war. Aber dann muss ich noch einmal eingeschlafen sein.

Als ich wieder wach wurde, wusste ich nicht, ob ich von dem Tier geträumt oder ob ich es wirklich gesehen hatte. Auch wenn es nicht von vorne zu sehen gewesen war, so machte es doch keinen gefährlichen Eindruck. Ich wollte es gerne kennenlernen. Ein Tier, das lesen kann, sieht man nicht oft. Es konnte mir sicher erklären, woher die Speisen kamen, die jeden Tag wie von Zauberhand erschienen. Dieses Geheimnis hatte ich noch nicht gelüftet, aber das Wichtigste war schließlich, dass ich jeden Tag etwas zu essen fand. Woher es kam, war mir egal.

Ich beschloss, das Tier mit einem Köder anzulocken. Wieder suchte ich nach einem Buch und hatte am nächsten Tag großes Glück. Es war ein sehr gut erhaltenes Kinderbuch mit schönen Bildern, ziemlich dick, sodass man eine Weile brauchen würde, es durchzulesen. Das war meine Chance.
Vor dem Einschlafen legte ich das Buch sehr auffällig auf den Hügel und nahm mir vor, wach zu werden, sobald das Tier erschien. Wenn ich so etwas ganz besonders will, dann funktioniert es meistens.
Tatsächlich weckte mich in der Nacht ein Rascheln und ich blinzelte vorsichtig, während ich mich schlafend stellte.

Diesmal sah ich das Tier von vorn und staunte nicht schlecht. Es war ein Mensch, wahrscheinlich eine Frau. Sie war schon alt und hatte verfilzte schwarze Haare. Sie war ganz in Lumpen und Tüten gekleidet, die in Fetzen an ihr herab hingen.
Es sah aus, als ob sie von Zeit zu Zeit einfach wieder ein Kleidungsstück über die alten Lumpen gezogen hatte. Dadurch wirkte sie sehr kugelig und wie mit einem fransigem Fell bewachsen.
Mein Essen stand bereits hinter ihr. Tatsächlich las sie in dem Buch.

„Wer bist du?", fragte ich gerade heraus und setzte mich hin. Die Frau war mir nicht unheimlich. Ich hatte allenfalls Angst, dass sie weglaufen oder sich in Luft auflösen könnte. Schließlich berichteten die anderen Leute von einem Geist, der auf dem Hügel wohnte.
In aller Ruhe drehte die Frau den Kopf, als ob sie diese Frage schon lange erwartet hätte. Ich sah ein Gesicht, das tatsächlich etwas von einem Tier hatte. Vielleicht hatte sie sich auch schon seit vielen Jahren nicht mehr gewaschen oder sie lief extra so herum, damit die anderen Angst vor ihr hatten und sie in Ruhe ließen.

Sie erinnerte mich an die Geschichte von Amwala, die genauso schrecklich aussieht. In Wirklichkeit ist Amwala ein guter Geist, der den Kindern beisteht, sie aber auch manchmal bestraft, wenn sie ungehorsam waren. Dann lässt Amwala ihren Stock auf dem Hinterteil des Kindes tanzen. Diese Geschichte wird bei uns immer erzählt, wenn einer nicht folgsam ist. Aber im Grunde ist Amwala ein netter Geist, der es gut mit den Kindern meint.

„Bist du Amwala?", fragte ich vorsichtig.
Es war dämmerig und daher konnte ich ihren Blick nur schwer deuten. Sie schaute mich sehr ernst an, fast traurig und begann mit einer rauen Stimme zu sprechen.
„Du kennst die Geschichte von Amwala? Dann bist du nicht aus der Stadt."
„Nein, ich komme aus einem Dorf, das wir Dando nennen. Man fährt mit dem Bus den ganzen Tag und muss noch ein Stück zu Fuß gehen, bis man dort ist."
„Ich habe früher auch in einem Dorf gelebt. Wächst die Hirse immer noch so hoch?"
„Natürlich. Und wenn wir sie geerntet haben, machen wir ein großes Fest."
„Nenn mich ruhig Amwala. Ich kann mich an meinen alten Namen gar nicht mehr richtig erinnern. Wie heißt du?"
„Ich bin Sami. Was machst du hier?", wollte ich jetzt wissen und schaute sie ernst an.

Doch anstatt auf meine Frage zu antworten, flüsterte sie: „Versuche heute Abend so lange wach zu bleiben bis es ganz dunkel ist. Die anderen Menschen, die noch hier sind, müssen aber glauben, dass du schläfst. Ich rufe dich dann."
Amwala drehte sich um, rutschte ein kleines Stück den Berg hinunter und war schon nicht mehr von den Müllsäcken zu unterscheiden.
Wie benommen saß ich unter dem Baum und überlegte, ob ich vielleicht wieder nur träumte. Heute Abend sollte ich wach bleiben. Darum musste ich jetzt noch weiterschlafen. Ich rollte mich zusammen und träumte von Amwala.
Den ganzen Tag über war ich furchtbar aufgeregt und versuchte mir auszumalen, was mich am Abend erwartete.
Ob Amwala mir etwas zeigen wollte?

Endlich kam die Dämmerung. Ich blieb noch ein wenig unter meinem Baum sitzen, so wie alle Tage zuvor, damit niemand Verdacht schöpfte. Dann legte ich mich hin und verfolgte im Dämmerlicht, wie die letzten Schatzsucher das Gebiet verließen. Ich musste sehr aufpassen, dass ich nicht doch einschlief und summte vorsichtshalber Lieder vor mich hin. Das hielt mich wach.
Ich überlegte, was Mama, meine Geschwister, Großmutter, Papa und alle anderen aus meinem Dorf jetzt wohl machten. Ob sie alle schon schliefen? Ich hatte in der letzten Zeit möglichst wenig an sie gedacht, sonst wäre ich zu traurig geworden. Aber dadurch, dass ich Amwala kennengelernt hatte, bekam ich plötzlich wieder Mut und Hoffnung. Schließlich war Amwala der Geist, der es gut mit den Kindern meint.

Plötzlich raschelte etwas neben mir und eine leise Stimme zischte: „Sami, komm hierher."
Ich rutschte den Berg halb hinunter. Dort wartete Amwala. Hinter ihr sah ich ein ganz schwaches Licht.
„Komm", sagte der gute Geist und kletterte in ein Erdloch. Es war gerade groß genug, dass Amwala hindurch passte. Für mich war es einfacher, denn ich war schließlich kleiner.

Wir befanden uns in einer Höhle in dem kleinen Berg. Sie war nicht groß, aber bestens ausgestattet. Amwala schob einen Plastiksack vor das Loch, so dass es von außen nicht zu erkennen war. Ich sah mich um und staunte. Es gab einen kleinen Herd, der auch als Ofen diente, ein paar Kisten für Töpfe und Esssachen, einige Kissen und einen niedrigen Tisch. Es gab zwei schmale Erdgänge nach draußen, die als Fenster dienten. In der Ecke war ein tiefes Loch im Boden.
„Das ist toll hier! Von außen sieht man es nicht. Es ist so gemütlich. Hier wohnst du also?", fragte ich fasziniert.
Amwala nickte.
„Was ist das hier in der Ecke?" Neugierig zeigte ich auf das tiefe Loch.
„Das ist mein Brunnen. Daher kommt das frische Wasser, das ich dir immer hingestellt habe."

Da wurde mir erst richtig klar, dass Amwala in der letzten Zeit für mich gesorgt hatte wie eine Mutter und dass ich ohne sie vielleicht verhungert und verdurstet wäre.

„Ich habe mich für das ganze Essen noch gar nicht bedankt. Du hast mich gerettet. Danke", sagte ich ernst.
„Ach, paperlapapp. Ich bin dir dankbar, dass du keine Angst vor mir hast", erwiderte Amwala langsam. „Weißt du, am Anfang war ich froh, dass mich alle in Ruhe ließen, aber dann wurde es mit der Zeit sehr einsam. Ich habe seit Jahren mit kaum jemandem gesprochen."
Amwala hatte eine Suppe gekocht, die sehr gut roch. Sie reichte mir einen dampfenden Teller und ich fühlte mich fast wie in der Hütte meiner Großmutter, warm, umsorgt und geborgen.

Dann begann Amwala, mir ihre Geschichte zu erzählen.
Vor vielen Jahren war sie hierher gekommen. Damals war sie eine junge Frau, die glaubte, hier einen Schatz zu finden, von dem sie nachts geträumt hatte.
Als sie ihr Dorf verließ, lachte sie jeder aus. Darum schwor sie sich, erst zurückzukommen, wenn sie den Schatz gefunden hatte.
Sie ging zehn Tage zu Fuß, bis sie endlich in der großen Stadt ankam. Amwala erzählt, dass dieses Gebiet damals noch winzig im Vergleich zu heute war.
Jeden Tag suchte sie nach dem Schatz.

Damals kamen nur wenige Menschen zu dem Gebiet und sie war damals die einzige, die sich dort am Rand eine Hütte baute.
Bald kannte sie das Gelände genau und wusste, wann frischer Abfall abgeladen wurde. Sie wusste, wann die Lieferungen mit den Resten der Reichen kamen und wann die Überbleibsel der Armen abgeladen wurden. Sie sammelte die brauchbaren Dinge und verkaufte sie an einen Mann, der dafür jeden Tag aus dem Stadtzentrum angefahren kam.
Zu dieser Zeit lag das Gebiet noch ein gutes Stück von der Stadt entfernt, heute liegt es fast mittendrin.
Es gab einige Kinder, die Amwala beim Suchen halfen und denen sie dafür etwas zu essen machte und ein wenig Geld gab.
Ihren Schatz hat sie nie gefunden, aber sie lebte gut von dem Abfall. Oft träumte sie davon, ins Dorf zurückzukehren, aber dafür hätte sie erst den Schatz finden müssen, wie sie es sich geschworen hatte.

Irgendwann, als das Gebiet immer größer und die Menschen, die nach Verwertbarem suchten, immer zahlreicher und unfreundlicher wurden, hat sie durch Zufall die Höhle unter dem großen Baum entdeckt. Sie muss früher einem Tier gehört haben, denn sie war zuerst noch kleiner.
Amwala baute sie aus und richtete sich unter den Wurzeln des großen Baumes ein Zuhause ein.
So zog sie vom Rand des Abfallhaufens in die Mitte.
Je mehr sie wie ein graues Tier oder wie ein Geist aussah, desto sicherer ließ man sie in Ruhe. Nur ein alter Müllarbeiter wusste von ihrer Behausung und versorgte sie regelmäßig mit frischem Essen, das sie großzügig bezahlte.

Der Abfall hatte sie reich gemacht.
Sie hatte Lesen und Schreiben gelernt und nun, da sie nicht mehr so auf das Müllsammeln angewiesen war, las sie jedes Buch das sie fand. Nur Freunde hatte sie keine mehr.

Staunend hatte ich zugehört.
„Aber jetzt erzähl mir von dir", bat mich Amwala.

„Meine Geschichte ist nicht so lang. Mama und ich sind vom Dorf in die Stadt gefahren, um Sachen zu finden, die wir verkaufen können. Dabei habe ich meine Mutter verloren. Nun suche ich so lange, bis ich eine Ledertasche mit Geld finde. Dann kaufe ich mir eine Fahrkarte und fahre zurück nach Hause."
„Und dort, was machst du dann dort? Ziegen hüten? Willst du denn gar nicht zur Schule gehen?"
„Doch das würde ich sehr gerne. Fünf Buchstaben kann ich schon!"
„Aber fünf Buchstaben reichen nicht, das weißt du, oder?"

Ich nickte traurig mit dem Kopf und dachte an die Geschichte von der hübschen Frau, dem Elefanten und dem Mangobaum. Noch immer wusste ich nicht genau, was dort passierte.
„Du solltest jetzt besser gehen, Sami. Wenn du morgen wach wirst, musst du unter dem Baum liegen, sonst schöpfen die anderen Menschen Verdacht."

Ich konnte lange nicht einschlafen, sondern musste immer an Amwala und ihre Geschichte denken. Sie kam mir vor wie ein Märchen, aber sie war auch ein bisschen traurig.

Am Morgen fand ich wieder zwei Flaschen Wasser und reichlich zu essen. Daneben, ein wenig versteckt, lag eine Ledertasche. Ich schaute hinein und hielt die Luft an.
Sie war voller Geldscheine.
Kurz überlegte ich, sofort nach dem Bus zu suchen, der mich in mein Dorf bringen würde, aber dann hätte ich Amwala nicht mehr gesehen.
Das Geld kam ganz sicher von ihr und ich musste unbedingt mit ihr sprechen.

Den ganzen Tag verbrachte ich in großer Aufregung. Ich versuchte aber, mir nichts anmerken zu lassen, wenn mich andere Leute anschauten. Die Tasche hatte ich gut unter einer Tüte versteckt.

Als es endlich stockfinster war, rutschte ich zum Höhleneingang und rief vorsichtig nach Amwala.
Der große Müllsack wurde langsam zur Seite geschoben.
„Komm herein."
Ich wusste erst nicht, wie ich anfangen sollte und druckste ein bisschen herum. Amwala lächelte. Es war das erste Mal, dass ich sie lächeln sah.

„Du sollst nach Hause fahren, Sami und dort zur Schule gehen. Morgen früh nimmt dich Abdoulay mit dem großen Müllauto mit zur Bushaltestelle. Pass gut auf, dass dir niemand die Tasche wegnimmt."
„Und du? Was ist mit dir?"
Amwala schaute mich lange an und schüttelte dann langsam den Kopf.
„Nein Sami, ich gehe nicht fort. Hier ist mein Zuhause."

Zehn Jahre später steigt am Rand der großen Müllkippe eine junge, hübsche Frau aus ihrem Auto.
Sie schaut sich um, als ob sie sich erst orientieren müsse. Dann geht sie zielsicher in das Gebiet und steuert einen großen Baum an, der auf einem kleinen Berg steht. Sie setzt sich in den Schatten.

Den ganzen Nachmittag beobachtet sie das Gewusel der vielen Menschen, die dort nach verwertbaren Sachen suchen.
Sie streicht ihren hübschen Rock glatt und holt aus der Handtasche ein Sandwich, etwas zu trinken und eine Packung Kekse.

Am Rand der Müllkippe kommt ein Bus näher. Sie liest die Aufschrift „Schule", die quer über den Bauch des Fahrzeugs geschrieben ist. Von allen Seiten kommen Kinder angerannt, die dort nicht nur Buchstaben und Zahlen lernen, sondern auch etwas zu essen bekommen.
Ein Stück weiter entfernt sieht sie mehrere Gebäude, in die die Menschen die sortierten Abfälle bringen, Plastiktüten, Metallteile, Kabel, Kleider und vieles mehr.
Die junge Frau zieht ein Kinderbuch aus der Tasche und liest sich lächelnd die Geschichte von der hübschen Frau, dem Elefanten und dem Mangobaum durch. Sie kennt sie in- und auswendig, aber sie liest sie noch immer gerne.

Als es dämmert und die Luft frisch wird, holt sie eine leichte Strickjacke aus ihrer Tasche und zieht sie an.
Vorsichtig rutscht sie an der Seite des Hügels hinab und flüstert: „Amwala, Amwala."

Es raschelt und ein Müllsack wird langsam zur Seite geschoben.
Ein altes, graues Gesicht erscheint und anschließend eine knochige Hand, die eine Taschenlampe hoch hält.
„Sami? Du bist gekommen? Warum?"
„Amwala! Ich bin gekommen, um dich mitzunehmen. Ich habe jetzt ein Auto. Mit deinem Geld haben wir eine Schule gebaut. Ich kann lesen und schreiben und rechnen. Jetzt ich habe ein eigenes Geschäft, wo ich alles Mögliche verkaufe: Reis, Brot, Bier, Waschmittel, Schulhefte, Stifte, Marmelade, Zucker, Mehl, Bonbons und vieles mehr, sogar Puppen und rosa Rüschenröcke!", lacht die junge Frau.

Das alte, graue Gesicht blickt sie fassungslos an. „Du willst mich mitnehmen? Aber wohin denn?"
„Nach Hause ins Dorf, Amwala, nach Hause. Alle warten schon auf dich und freuen sich so sehr, dass du jetzt endlich bei uns leben wirst."
Amwala schaut die junge Frau sehr lange an. Dann beginnt sie zu lächeln.

Müll macht krank

Burkina Faso liegt im Westen des afrikanischen Kontinents am Rande der Sahelzone. Der Name des Landes bedeutet in etwa „Land der Aufrechten". Der Lebensstandard befindet sich auf einem sehr niedrigen Niveau. Ein Indikator dafür ist der HDI, der Human Development Index, der sich aus verschiedenen Faktoren zusammensetzt. Zu nennen sind die Analphabetenquote, die in Burkina Faso bei 78% liegt, ferner die durchschnittliche Lebenserwartung, das Bruttoinlandsprodukt und das Ausbildungsniveau. In Europa liegt der HDI im Durchschnitt bei 0,92. Deutschland besitzt einen Wert von 0,905 und lag damit 2011 weit vorn, auf Platz neun von insgesamt 187 erfassten Ländern. Burkina Faso hingegen bildet eines der Schlusslichter der HDI-Liste von 2011. Hier liegt der Wert lediglich bei 0,331, was Platz 181 bedeutet.

Jeder von uns produziert Müll in beträchtlichen Mengen. Im Jahre 2008 verursachte jeder Einwohner in Deutschland durchschnittlich 527 Kilogramm. Davon werden zwischen 75 und 90% recycelt oder auf andere Weise verwertet. Diese strukturierte Abfallwirtschaft hilft die Müllberge deutlich zu reduzieren, Ressourcen zu sparen und das Klima zu schützen. Es entwickelte sich daraus ein starker Wirtschaftssektor. In Deutschland arbeiteten im Jahr 2008 ca. 160 000 Berufstätige im Entsorgungssektor, der Umsatz lag bei etwa 40 Milliarden Euro.

Das Zunehmen der Müllmenge in Burkina Faso stellt eine wachsende Herausforderung dar, für die das Land noch nicht gerüstet ist. Die Gewohnheit der Menschen, einfach alles wegzuwerfen anstatt ordentlich zu entsorgen, hindert das Land am Aufbau einer Recyclingwirtschaft und zerstört die Umwelt. Die meisten Bewohner glauben, dass sich alles von alleine regelt. In der Vergangenheit, bevor das Plastikzeitalter über Afrika hereinbrach, war diese Haltung durchaus verständlich – schließlich verrotteten jegliche Abfälle nach geraumer Zeit. Ein Haufen Bioabfall war nach einigen Wochen verschwunden. Die Menschen scheinen jedoch noch nicht realisiert zu haben, dass eine Plastiktüte nicht in einigen Wochen oder Monaten sondern erst nach etlichen Jahren verschwindet. Notwendig sind Aufklärungsprogramme, was in einem Land mit einer Analphabetenquote von 78% schwierig ist.

Ein wachsendes Problem stellen die Müllexporte der Industrienationen nach Afrika dar. Die alten Computer, DVD-Player, Handys und die Berge ausrangierter Kabel werden als Gebrauchtwaren deklariert, obwohl es sich um Elektroschrott handelt. Nur selten wird ein solcher Container entdeckt. Die Müllhändler bewegen sich in einer rechtlichen Grauzone, eine klare Abgrenzung zwischen Schrott und Gebrauchtwaren gibt es nicht. Tonnen von Müll werden täglich an den großen Häfen der afrikanischen Staaten abgeliefert, größtenteils Elektroschrott aus Europa. Ein Hauptteil davon wird im Hamburger Hafen abgefertigt.

Die Verlockung für die afrikanischen Staaten, beim Abfalltourismus mitzumachen, ist groß. Gelder winken und in einem armen Land wie Burkina Faso ist jeder Euro willkommen.

Müll macht krank. Die Menschen, die auf den Müllkippen Elektroschrott suchen, sterben meist früh. Sie sind sehr arm und können sich keine sauberen Hütten leisten. Hygiene gibt es nicht, erst recht nicht bei der Arbeit. Oft sind es Kinder, die unter Einsatz ihrer Gesundheit alte Kabel und Computer sammeln, um an die verbauten Edelmetalle zu gelangen.

Meistens werden einfach große Feuer entfacht und die Geräte mitsamt ihren Plastikverkleidungen verbrannt. Übrig bleiben Kupfer, Gold und Silber. Bei der Verbrennung entstehen jedoch gesundheitsgefärdende Stoffe wie Dioxine und andere Gifte. Zeitweise liegt ein weißer Dunst aus Wasserdampf und toxischen Gasen über den Müllkippen. Auch Blei wird in beträchtlichen Mengen freigesetzt und verunreinigt den Boden und die Luft. Blutproben, durchgeführt vom UN-Umweltprogramm, ergaben bei den untersuchten Kindern stark erhöhte Werte, die Bodenbelastung durch Blei lag teilweise zehnfach über dem Grenzwert.

Die Entwicklung des Müllaufkommens in Westafrika alarmierte schon vor geraumer Zeit die Hilfsorganisationen. Auch in Burkina Faso wurden zukunftsweisende Projekte gestartet, die die Müllberge verringern und der Bevölkerung ein gesichertes Einkommen bieten. Beispiele sind das Recyclingzentrum in Ouagadougou und kleinere Projekte, in denen umweltschonend aus Plastikmüll Steine für den Hausbau und Taschen hergestellt werden.

In den riesigen Müllbergen steckt auch eine enorme Chance, welche in Deutschland bereits erfolgreich genutzt wurde. Der Aufbau einer umweltgerechten, nachhaltigen Recyclingwirtschaft unter guten gesundheitlichen Bedingungen kann vielen Menschen Arbeit geben und hilft, Rohstoffe zu sparen und die Umwelt zu schützen.

Jim Krups

Quellen und weiterführende Literaturhinweise

„Human Development Report 2011"; Table 1: Human Development Index and its components; abrufbar unter:
http://hdr.undp.org/en/media/HDR_2011_EN_Table1.pdf
„Abfallwirtschaft in Deutschland 2011. Fakten, Daten, Grafiken."; BMU (Hrsg.); Januar 2011; abrufbar unter:
http://www.bmu.de/abfallwirtschaft/downloads/doc/45400.php
„UNICEF-Foto des Jahres"; 20.12.2011; abrufbar unter: http://www.younicef.de/foto-des-jahres-2011.html
Eva Krafczyk: „Müllkippe vergiftet Slum" auf n-tv.de; 17.12.2007; abrufbar unter:
http://www.n-tv.de/panorama/Muellkippe-vergiftet-Slum-article283128.html
außerdem:
http://www.spiegel.de/wirtschaft/0,1518,618414-4,00.html
http://www.spiegel.de/wirtschaft/0,1518,510161,00.html
http://liportal.inwent.org/burkina-faso.html

Die zehnjährige Sami sucht auf einer riesigen Müllkippe in Westafrika nach Verwertbarem. Abends findet sie nicht mehr zu ihrer Mutter zurück und irrt tagelang verzweifelt durch die Abfallberge. Auf einem kleinen Hügel trifft sie ein geheimnisvolles Wesen, das ihr hilft.

Das Leben vom Müll Anderer ist für viele Menschen in den Entwicklungsländern grausame Wirklichkeit. Besonders die Kinder, die meist auch keine Schulbildung erhalten, sind betroffen. Sie haben kaum eine Zukunftsperspektive.

Die Geschichte für Kinder im Grundschulalter ist ein spannendes Märchen mit einem realen Hintergrund und einem hoffnungsvollen Ende. Im Nachwort findet man zahlreiche Hintergrundinformationen und weiterführende Links, die eine Aufbereitung im Schulunterricht erleichtern.

Der gesamte Erlös aus dem Verkauf des Buches kommt den Entwicklungsprojekten zugute, die der Verein **Wunschträume/Netzwerk für Mädchen- & Frauenprojekte e.V.** in Burkina Faso unterstützt. Sonne Berger und Walter Korn stellen den Text und die Fotos unentgeltlich zur Verfügung.

www.netzwerk-wunschtraeume.de

Unterstützt durch

BITZE BOOK Verlag

erhältlich im Buchhandel oder
unter **www.bitzebook.de**
und www.netzwerk-wunschtraeume.de